

Vom Umgang des Dichters mit jungen Menschen

Sie kommen um die Abendzeit, wenn sie wissen, daß ich noch in der Dämmerung sitze und meine Seele sich langsam von den Manuskriptblättern löst, bereit, sich ihnen zögernd, noch ein wenig abwesend zuzuwenden. Sie brauchen so viel Licht, daß sie die Umrisse meiner Gestalt noch erkennen können, und so viel Schatten, daß es die Schmerzen ihrer Stirn schon leise verhüllt. Die Art ihres Eintretens ist immer die gleiche. Ihre Augen gehen von den Bücherbrettern zu den Bildern an der Wand und zu den Blumen auf meinem Tisch, mit einer vorgetäuschten Teilnahme, die so durchsichtig und rührend ist, wie die Teilnahme ihrer Worte, mit denen sie nach meinem Ergehen fragen, nach Dingen des Alltags oder Berufes. Denn in ihren Augen wie auf ihren Lippen brennt nichts als die eigene Not, und in meinem stillen Raum sehen sie nichts als den Baum ihres jungen Lebens, der seine Zweige traurig senkt, oder im Sturm der Leidenschaft sich biegt.

Sie kommen nicht, wenn sie Glück in ihren Händen halten. Sie kommen nur, wenn der Zweifel an ihren Wurzeln frißt, die Enttäuschung sie lahmt, der Schmerz sie schüttelt, die Sehnsucht in ihnen brennt. Sie gehen nicht zu ihren Eltern, auch wenn Liebe und Freundschaft sie verbindet. Die Eltern sind zu nahe, sie sind wie Spiegel, die so dicht vor ihre Augen gehängt sind, daß sie kein Bild geben. Und sie sind zu alt, zu erfahren, zu klug, zu ruhig. Sie gehen auch nicht zu ihrem Pfarrer. Der Pfarrer ist zu dicht bei Gott. Er hebt die Bibelworte wie Steine auf, gleich bereit zum spielenden Betrachten wie zum Wurf. Er ist gleichsam außerhalb der Sünde, und sie brauchen jemanden, der sündigt gleich ihnen. Sie gehen auch nicht zu ihren Freunden, denn der Freund ruft gleich ihnen um Hilfe, und sie sind nur wie zwei Ertrinkende, die einander umschlingen oder wie zwei Verirrte, die auf demselben Kreise einander begegnen. Sie kommen zu mir, weil sie glauben, daß ich ein Dichter sei. Das heißt, ein Mensch, unähnlich ihren Eltern, weil jung, unklug, unruhig. Unähnlich ihrem Pfarrer, weil weit von Gott, leidenschaftlich nach ihm suchend, aber tief in der

Vom Umgang des Dichters mit jungen Menschen

Sünde. Unähnlich ihren Freunden, weil er nicht um Hilfe ruft, sondern inmitten der Kreise der Verirrung auf einem grauen Stein sitzt und zu den Vögeln spricht oder zu den Sternen aufblickt.

Sie kommen nicht so sehr um Hilfe. Sie wissen schon, daß es keine Hilfe unter Menschen gibt. Sie kommen nur, um sprechen zu können und es ist jemand da, der ihnen zuhört, aufmerksam, nicht wie man seinesgleichen zuhört. Sie sind wie ganz einsame Wanderer, die schon ein Echo beglückt, die schweigende Wand eines Waldes, die ihren Ruf umfängt und wiederklingen läßt wie ein zweites Lebendiges. Und sie glauben, daß mir nichts fremd ist. Da sind Heilige in meinen Büchern und große Verworfenen, Kinder, die das Leben zerbricht, und solche, die das Leben zerbrechen, Frauen, um deren Scheitel ein goldener Kranz sich flicht, und Sünderinnen, für die keine Vergebung zu blühen scheint. Aber wenn ich auch still und geborgen auf dem Stuhl meines Lebens zu sitzen scheine, irgendwann muß ich doch durch diese düstere Welt gegangen sein, kann kein Fremdling in ihr sein, kann nicht zu den Sicherem, Satten, Behaglichen zählen, die dem Bettler einen Teller mit Suppe heraus schicken und die Ermahnung, fleißig und gottesfürchtig zu werden. Und dann beginnen sie zu fragen, nach dem Sinn des Lebens und mehr noch nach dem des Todes. Nach Gott und den Frauen und weshalb es so schwer in der Welt sei. Und langsam kommen sie durch alle dunklen Kammern in den großen Saal ihres eigenen Lebens, wo ihr eigenes Schicksal verhüllt auf dem Throne sitzt, das Schicksal, von dem sie glauben, daß es um das Vielfache schwerer, bedeutender und entscheidender sei als andere Schicksale.

Ich höre zu. Ich gebe ihnen weder den Stein der Weisen, noch das Wasser des Lebens. Aber ich stütze meine Stirn in die Hand und wende kein Auge von ihrem Gesicht und höre zu. Und langsam beginnt dies alles mich zu ergreifen und zu erschüttern. Ich komme von weit her, aus dem Weglosen eines Buches, an dem ich schreibe, oder dem Weglosen meines eigenen Lebens. Aber der Zauber ihrer Jugend fällt über mich, das Unmittelbare ihrer Not, das Unbedingte ihres Grübeins, das lodernde Brennen ihres Prometheusfeuers. Ich bin wieder einer der ihnen, ganz und gar, kein Älterer, kein Wissender, kein Führer. Ich bin jemand begegnet, der etwas verloren hat, und ohne daß er bittet, helfe ich ihm beim Suchen, beuge mich zur Erde, genau so tief wie er, genau so hoffnungsvoll und hoffnungslos.

Vom Umgang des Dichters mit jungen Menschen

Und gegen Ende erst, wenn ihre Worte langsamer fallen, müder, sich wiederholen, versuche ich aus unserem gemeinsamen Leben und Irrtum einen Faden zu lösen, eine Art von Gesetz, eine tröstende Einordnung in den großen Strom der Notwendigkeit. "Sieh, wir beide ...", sage ich, oder "Siehst du, Menschen wie wir, die sich Mühe geben ... vielleicht wartet auf uns schon der Mensch, dessen Tränen zu trocknen uns bestimmt ist, uns ganz allein und niemand außer uns. Lohnt es nicht, darum zu leben? Und dann gehen sie, um die Mitternacht. Wieder gleitet ihr Blick über Bücher und Bilder, sprechen hier noch ein paar allgemeine Dinge. Es ist, als kleideten sie sich langsam wieder an, für die Straße, den Markt, das Theater . . Ich gehe noch mit ihnen vor die Haustür, und wir sehen ein wenig zu den Sternen empor. Und dann, nach einem verlegenen Dankeswort, gehen sie in die Nacht hinein. Ihre Gedanken kreisen noch um mich, um das Bild der Sicherheit, des Friedens, der Tapferkeit, das ich ihnen scheinbar geboten habe, und so etwas wie ein froher Neid erfüllt sie auf ihrem einsamen Wege. Ach, sie wissen nicht, wie ich ihnen nachsehe. Was tut es, daß ihre Schultern gebeugt sind, ihre Stirnen mutlos gefurcht? Die unverbrauchte Wildheit des kommenden Lebens leuchtet mir noch aus ihren verdämmernden Gestalten, die Kraft und der Glaube, die unerschütterliche Gewißheit unter unbeflecktem Helm. Und wenn ich wieder hinaufkomme in mein Zimmer, in den stillen Lampenschein, vor die unbeschriebenen Blätter, die auf die Schöpfung des Lebens warten, stütze ich den Kopf in die Hand und sehe nach der schweigenden Ecke, in der sie gesessen haben. Nein, ich sehe nun nicht mehr wie ein Sieger aus. Wie jung sie sind! Wie jung und sündenlos! Und die Worte der Jacobsenschen Novelle kommen mir nicht aus dem Sinn, aus dem Gespräch der beiden Pagen: "Nein, du bist glücklich!" "Nein, du!" Man sagt mir, daß ich mit den Reifen und Weisen Umgang haben sollte, um ihresgleichen zu werden. Ich meide sie nicht, ich öffne meine Hände jeder Frucht, die man in sie legt. Aber in den Abendstunden, wenn die Gedanken müde werden über den weißen Blättern, wenn der Schatten des Tages schwer auf der stillen Schwelle steht und hinter ihm die Schatten aller gewesenen Tage, dann lausche ich nicht nach dem ruhigen Schritt der Reifen und Weisen, sondern nach dem scheuen Gang der jungen Füße, die wie wilde Tiere aus ihren dunklen Wäldern kommen, um aus dem schweigenden Strom zu trinken, der ihre Sterne spiegelt.

+++ <http://www.ernst-wiechert.de> +++ Bogdan Dumala -> Berlin +++ kontakt@ernst-wiechert.de +++ info@ernst-wiechert.de +++

Vom Umgang des Dichters mit jungen Menschen

+++ Mit freundlicher Genehmigung der Buchverlage LangenMüller Herbig nymphenburger, München +++ <http://www.herbig.net> +++